

Öffener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 215. — Unser Ranzert ist immer ein wann's auch Dissepentements genug gewone hot un ibwen plentie Trubel, so is doch unsere Singen Sasseithe immer noch in Edstienz.

Ich will Ihnen heute ein forze Rieportier von den Ranzert gewone, bitahs ich hen's Ihre gepammnit, weil Sie nit erfordern o könne, er Rieportier zu schide for uns uffzu schreibe. Mit meine Tidets sin ich auch dissepentet geworde. Die Pibels wo ich hen sohte wolle, sin meis gewese un hen mich die Tidets abge nomme, hen mich awer insett das fische Geld Tidets for annere Entsertheimts in Edstiehnich gewone.

Das hat mich off Rohrs sohr gemacht, awer was hen ich duhn tonne? natings. Den Weg is es tomme, das ich all meine Tidets losgeworde sin, awer wie ich mein Kasseforz gemacht hen, do hen ich en Awarer un en Deim in fisch un Sider sinwezig Tidets for Danges un Sob schels gehabt. Unser Gammittke hot off Rohrs kein Jufs for die Tidets gehabt un do hen ich for uffspornie misse. Das war awer nit die einzige Dissepentment wo ich gehabt hen. Awer das verajst ich Ihre all noch spater an. Well, die annere Membersch hen auch ziemlich viel Tidets verbettelt gehabt un in Konsetwenz hen mer e arig großes Kraut gehabt, in facht so groß, das mer noch en Ohwerfloh-Mielung hen abhalte misse in den Deiningruhm un for dort die Pibels zu enternehe, hen mer die Lehdie wo mit ihren Gaffoon erschene war, hingelidit un do hot se ihre Meschiererie worde tonne tubietidand.

Mit Lehdies von den Aweier sin all in weisse Dresses tomme un ei tell jub, mir hen gedugt die Pibels. Ich hen mei neue Weht mit die forze Schlies geworhe un hen weisse lange Glosfs an gehabt; misse Se von die Reind wo mer sehrull sein muh, das mer se nit mit seine Stadins uffmidie duht. Mei Gehr hen ich in die Mittel gepahrt un der Philipp, was mein Hosband is, hot gefagt, ich deht auch wie schiwiet sidtten un wann er auch sonst e altes Kameel is, muh ich doch sage, das er in so Sade en gute Reht hot. Dazu hen ich noch e Kotel Reht geworhe un wie ich mich in den Ladinglas betracht hen, do hatt ich mich en Rif gewone tonne, so gut hen ich mich geliche. Ich hen auch ebbs for mei Weus gebahn, un hen den ganze Dag nicks wie rohe Eier ausgedrunt; schlieslich hen ich gefucht als wann ich in einem fort gadern sollte. Well, die annere Lehdies hen auch all arig neis gedugt un mit einem Wort, die Whdzien war starr stumm un sprachlos wie mir zum erste mol an die Stelichs tomme sin. Dann hen se awer in die Hande geflappit wie trehtig un ich kann Ihre sage, das war einer von die feierlichste Monumente wo ich in mei ganzes Leve gehabt hen. Das Gerache hot mich doch gebobelt, wie der Professor uffgaltanne is un hot uns das Sein gewone, das mer jetzt farte misse. Wir hen uns getellt un hen das schone Lied „D, schone Zeit“ mit en Schmitz gesunge, das es getracht hot. Ich sin schubr, ich len in mei ganzes Leve noch nit schoner aufseunge un die annere Lehdies hen auch gebahn, was in ihren schwache Krafte gefanne hot un so is es tomme, das mer en schone Sudsch gehabt hen.

Off Rohrs hen mer nit zu gleichert Zeit gestart un for den Riesen auch nit zu gleicher Zeit geklappt, awer das hot nicks ausgemacht. Mer hen en ganz schredliche Weifall gehabt un wann ich ebbs zu sage gehabt hatt, dann hatte mer das Lied gleich noch emol als en Antor gesunge, awer der Professor hot uns gefagt, mer dehte das Lied ennihau spater noch emol singe un mer deht die Pibels auch nit den Mager verberne. Well, dann is die Paus tomme un das Programm hot dann sein Fortgang genomme. Ich hen schon gleich bei den Start genostigt, das in diekraut en Bousch von so ebaut drehtig gewese is, wo gar nit dahin gedugt hen. Die Fegers hen gedugt, als wann se grad aus die Mills mit ihre grieisge un eulige Kleider in das Ranzert tomme ware. Un neusse sin se gewese, das hot einiges gebote. Uff emol hot sich sogar einer von den Gang e Peip geleit un der Schmobt is uns all uff die Stimmrige geschlage, das mer hen losse un rauspern misse wie alles. Ich hen gefagt: Miß Scheremann, ich sin dafur, das mer die Toffs enaus schmeibe, bitahs die belange gar nit in so en diebente Plab. Do hot die Miß Scheremann gefagt: „Ich sin surpreiff, das Sie so ebbs sage, bitahs Sie sin doch diejenige, welche.“ Ich hen ersicht e Minnit nachdenke misse, for auszumade wie se das meine duht. Awer ich hen's nit ausmade tonne un ich denke, ich en ziemlich dummes Fehs gemacht. Well, Mißus, hot se gefagt, Sie besser leite e Mißis, das Se e wenig heller in Ihre Ihren Brehn wer'n. Ich hen sage wolle, das es Ihre Pibels

sin, das meint die Pibels, wo mit die Tidets tomme sin, wo Sie verbettelt hen. Well, do hen ich e Wuth freigt, das kann ich in Worte gar nit edspresse. Awer was was zu duhn, es is e Friid gewese, was die Mißus Scheremann gefagt hot un ich sin schubr gewese, das mei Koffiemersch die Gang bios for Spett in das Ranzert geschickt hot. Well, ich will mich forz fasse. Die Spielsches wo gemacht sin worde, ware fiers un die Solo-Vortrag ware noch ferfer. Wie awer die Webespeikern losgelegt hot, do hen ich greime misse. Der Gesang is mich uff das Kerfesichtm geschlage. Es war e große Erholung wie mer das schone Lied „D, schone Zeit“ noch emol repietet hen. Diesmol sin mer nit ausenanner tomme, mer hen awer all zu fruh uffgehört! Der Professor sagt, er war fittisheit mit uns, un er deht uns noch en große Sudsch prammisse. Wie das Ranzert aus war, do hen mer e Vielein nach den Seitruhm gemacht, wo Riefesaments gefehrt sin worde un wie ich insett tomme, rennt grad en Wehter mit e Dreh voll Bier gege mich, die Glaser falle un un das ganze Weir is mich in Front in mei Lohfort Weht gelaufe! Hen Sie schon emol das Fruhling gehabt, Mißer Edithor? Nat? Well, dann konne Se auch nit mispreche. Ich kann Ihre sage, das war e Freid! Mißus, das ich en Drink genomme hen sin ich mit mei altes Kameel heim un dort hot er mich helfe misse, mein Dingfes ausapulle, bitahs alles hot an mich gehadt wie Frieipheper. Mei schones weisses, binnes steiliches, edspensses Dreh is gepult — ei tell jub, das war doch das kostspieligste Ranzert, wo ich noch mitgemacht hen.

Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanstengel.

Die Flotten der Welt.

Das englische Parlament hat ein Weisbuch über den Stand der großen Weltflotten am 31. März 1906 ausgegeben. Danach ist die Zahl der Unionschiffe der großen Weltflotten folgende: England 61, Frankreich 29, Rußland, 12, Deutschland 31, Italien 16, Vereinigte Staaten 15, Japan 11.

Die englische Flotte ist nach dem Weisbuch die einzige, die sogenannte Patrouillenschiffe, Scouts, besitzt.

Die Vereinigten Staaten bauen gewaltig. Sie haben 11 Linienchiffe erster Klasse, 8 gepanzerte Kreuzer, 3 Scouts und 4 Unterseeboote in Arbeit, während Japan mit dem Bau von 4 Linienchiffen erster Klasse, 3 gepanzerten Kreuzern, 1 gebekten Kreuzer zweiter Klasse, 25 Zerstörern und 2 Unterseebooten beschäftigt ist.

Ich fürchte,“ sagte die reiche Erbin zu dem freier mit Rang und Titel, „das unsere Ideale auseinandergehen.“

„Und worin?“ — „Ich möchte um meiner selbst willen geliebt werden, Sie um Ihrer Familie willen.“

An dem, was für ihn Wert hat, zeigt sich der Wert des Menschen.

Drei Millionen Dollars Brutto-Einnahme hat Sarah Bernhardt hier erzielt. Eine recht fetie Einnahme für eine magere Künstlerin.

Schiden Sie Ihren Sohn wieder zurück aufs College?“ — „Jawohl,“ erwiderte Farmer Cornstoffel. „Dat er noch nicht genug gelernt?“ — Aus den Büchern schon, aber nach der Art und Weise, wie er die Farmarbeit anpackt, scheint es mir nötig, ihn noch ein wenig länger in der Arbeit auszubilden zu lassen.“

Den Japanern macht jetzt die Dienstbotenfrage zu schaffen. Nun fehlt nur noch, daß das japanische Teeländchen in einen richtigen Kaffeeländchen umgewandelt wird, und die Zivilisation ist perfekt.

Die Macht des Hasses.

Nach dem Englischen von F. Helm.

Die lange Peitsche fuhr tausend durch die Luft, das Pferd galoppierte und Graf Boroff fluchte.

„Fahr schneller, Nikolai,“ rief er aus der Tiefe seines dicken, warmen Pelzes. „Der Satanssturm über- rascht uns, wenn wir uns nicht spuren.“

„Ich fahre, was ich kann,“ sagte der Kutscher, ohne den Kopf umzuwenden. „Das Pferd hat es auch eilig, nach Hause zu kommen.“

„Nicht eiliger als ich,“ murmelte der Graf. „Der Himmel mag wissen, wie weit sich der Aufruhr schon verbreitet hat, ob die Bauern sich schon in Bewegung gesetzt haben und ob es zu Hause auf dem Gute auch schon unruhig ist. Es sieht dem Volke ähnlich, aufzubegehren zu werden. Ich muß heute Abend zu Hause sein und meine Vorbereitungen treffen.“

Der Schlitten flog pfeilschnell über den gefrorenen Schnee dahin. Die Schneeflocken fielen mit jedem Augenblick dichter und dichter und die Dämmerung brach herein. Ein scharfer, eisalter Wind wehte und legte den Schnee zu großen Haufen zusammen.

Nur die augenblickliche starke Nervenanspannung hatte Graf Boroff vermocht, in diesem Wetter zu fahren. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde er seine Reife verschoben haben, wenn ihn auch ein Dutzend Kutscher auf der Station erwartet hätten und in der Nachtälte erfroren wären. Am Blaudinstage hatte er den Reim der Revolution gesehen und er gehörte zu denjenigen, welche die größte Urache hatten, die Volks- empörung zu fürchten. Er hatte sofort seinen Entschluß gefaßt und hatte nach dem Schlosse telegraphiert, daß er von der Station abgeholt werden wollte, und jetzt fuhr er nun über die große, schneebedeckte Ebene seinem Gute zu.

Der Eisenbahnbeamte hatte ihm gefaßt, daß das schlechte Wetter wahrlich nicht zuzunehmen würde und daß Gerüchte über wilde Erzeße und Aufzüge zirkulierten, die in der Um- gegend stattgefunden hätten. Er hatte ihm vorgeeschlagen, lieber auf der Station zu übernachten, aber der Graf hatte nur die Achsel gezuckt und sich resolut in den Schlitten neben Nikolai gesetzt, auf den er sich fest verlassen konnte, trotz des eisernen, mürrischen Gesichts, das jener machte. Und jetzt fuhr Herr und Diener draußen im Schneesturm und arbeiteten sich mühsam durch die Schneeschlangen. Der Schnee fiel immer dichter und schneller, der Sturm nahm zu und es wurde immer finsterner. Der Kutscher konnte den Weg nicht mehr finden und hielt das Pferd mit einem Rucke an.

„Es niht nichts, Herr, wir sind verloren.“

„Was sagst Du da, Du Schurke!“ schrie der Graf außer sich vor Wuth. „Fahre weiter, zum Teufel, damit wir nach Hause kommen.“

„Es niht nichts, gnädiger Herr“ wiederholte Nikolai. „Kein Mensch kann durch das Schneetreiben sehen und alle Spuren sind zugehelt. Das Pferd ist auch müde und muß ausruhen. Wenn wir warten, hört der Sturm vielleicht auf.“

Der Graf wickelte sich sorgfältig in seinen großen, warmen Pelz und setzte sich so zurecht, daß der breite Rücken des Kutschers ihn gegen den scharfen, eisigen Wind schützte.

Vor Kälte zitternd und mit klappernden Zähnen sah Nikolai mit höflicher Ruhe auf seinem Plaze. Sein Gehirn arbeitete mit aller Macht daran, einen Ausweg zu finden, um nach Hause zu kommen — nach Hause zu kommen, um seine Rache zu befriedigen.

Denn er dürrte nach Rache. Er gedachte seines Vaters, den der Graf anlässlich eines früheren Bauernaufstandes hatte mit der Krute todtgeschlagen lassen. Einer der Freunde des Grafen hatte den alten Mann während der Exekution verspottet und verhöhnt, und der Graf selbst hatte noch dazu gelacht und brutale Demütigungen gemacht. In jener Nacht hatten er und seine beiden Brüder dem Grafen und seiner ganzen Familie Tod und Verderben geschworen. Der Grafen sollte dasselbe Schicksal treffen wie den todtgemorteten Bauern.

Die drei jungen Burken waren stark und geduldig. Sie waren, auf den Tag der Rache hoffend, im Dienste des Grafen geblieben. Ohne Murren hatten sie Kothheit und Brutalität ertragen. Die Krute hatte auf ihrem Rücken getanz und andere Bauern hatten sie wegen ihrer Gutmütigkeit verhöhnt, aber die drei Brüder hatten geduldig auf die Stunde gewartet, die ihren Haß befriedigen würde. Nikolai dachte daran, wie Paroff, der Ueberbeher des Planes, zuerst den Gedanken an Aufruhr gehabt, wie Iwan, der Bereidigte, die Gemüther der Bauern erhitte und sie zum Handeln angespornt und wie er selbst, der Heißglütige, einen Tölpel erschlagen hatte, der das Komplott verrathen wollte.

Als das Telegramm des Grafen eintraf, wußten die drei Brüder, daß die Stunde der Rache gekommen war. Es wurde bestimmt, daß Paroff und Iwan zu Hause blieben und Nikolai den Grafen mit dem Schlitten abholen sollte. Wenn sie zurückkamen, was bei Tagesanbruch gesehen wurde, damit die Bauern noch nicht nüchtern wären, sollte der Graf sich ebenso unter den Schlägen der schwe-

ren Krute krümmen, wie es vor wenigen Jahren ihr armer Vater gethan hatte. Gnade und Barmherzigkeit gab es nicht. Der Gedanke an die Rache klang wie Musik in Nikolais Ohren.

Wie konnte der Plan aber ausgeführt werden, wenn der Graf nicht rechtzeitig nach Hause kam? Er konnte ihn ja ermorden — nichts leichter als das! Er brauchte nur mit seinen starken Händen den Hals des Grafen zu umklammern — aber nein, das taugte nichts. Er sollte sterben, wie Nikolais Vater gestorben war, und Paroff und Iwan sollten sich über seine Lobesangst freuen. So sollte es sein, darauf hatten sie ja den heiligsten Eid geschworen.

Der Sturm fing an, sich zu legen, es fiel keinhafe kein Schnee mehr, die dunklen Wolken theilten sich, und der Vollmond beleuchtete den blendend weißen Schnee. Jetzt erst sah Nikolai, wie fest der Schlitten in einer Schneefurche lag. Nur wenige Schritte entfernt lag das Schloß des Grafen, wo man sie jetzt mit Sehnsucht erwartete. Aber jetzt sah er etwas, was sein Blut in den Adern erstarrten und sein Herz wild klopfen machte.

Ueber die große, weisse Ebene bewegte sich eine Schaar dunkler Gestalten auf den Schlitten zu. Der Mond wurde jetzt wieder von vorüberziehenden Wolken verfinstert, aber Nikolai wußte, was er gesehen hatte. Es waren Wölfe, die von dem Unwetter westwärts getrieben wurden. Der erste, der Deute witterte, fing an zu heulen und die ganze Schaar fiel ein und eilte vorwärts.

Nikolais Gehirn arbeitete schneller als sonst. Es war keine Zeit zu verlieren, jetzt mußte eine Entscheidung getroffen werden. Der Graf schlief, Nikolai konnte das Pferd ausspannen, sich darauf setzen, fortgaloppieren und den Grafen seinem Schicksal überlassen. Aber nein, er mußte halten, was er geschworen hatte. Es gab nur einen Ausweg. Der Graf durfte den Wölfen nicht zum Opfer fallen. Die Zeit war zu kurz, um den Schlitten aus dem Schnee zu bringen, die Wölfe waren schon ganz nahe. Der Graf mußte das Pferd nehmen und er, Nikolai, mußte bleiben. Er dachte: „Wenn Paroff sein Gehirn und Iwan seine Zunge für unseren Plan angestrengt hat, so kann ich auch mein Leben dafür opfern. Der Graf muß diese Nacht nach Hause.“

Mit vieler Mühe weckte er seinen Herrn und unterrichtete ihn von der Gefahr und seinem Plane. Bei dem Worte „Wölfe“ wurde der Graf todtentblau vor Schreden, sprang aus dem Pelz und half Nikolai das Pferd ausspannen und sprang auf dessen Rücken. Im Begriffe fortzu- reiten, hörte das schauerliche Geheul der Wölfe, und von einem ihm sonst fremden Gefühl des Mitleids ergriffen, warf er Nikolai seinen Revolver zu: „Kämpfe bis auf das Aeußerste!“ rief er.

„Sagen Sie meinen Brüdern, ich hätte meine Pflicht gethan“, antwortete Nikolai mit fester, ruhiger Stimme.

Graf Boroff ritt seinem Schicksal entgegen, ritt in den dämmernden Tag hinein, der sein Leber werden sollte.

Als Nikolai allein war, wandte er sich den herbeistürzenden Wölfen zu. Der Graf würde seine gerechte Strafe erleiden, was kümmerte ihn da sein eigenes Leben! Trotz der bitterlichen Kälte blieb er unbeweglich stehen, wie eine Bildsäule. Die Wölfe kamen immer näher, jetzt waren sie dicht bei ihm — sie umringten ihn.

Einige Tage später fand man die erstarrte Leiche des Grafen auf der Terrasse vor seinem Schlosse. Das Haus und die herumliegenden Hütten waren verlassen und die Bauern und die Dienerschaft in alle Winde zer- streut. Nikolai wurde nicht aufgefunden, die Wölfe hinterlassen keine Spuren ihrer Mahlzeit.

Ein distretes Kapitel.

Aufrichtig gefanden, ich nähere mich nur zögernd diesem Thema. Es ist zwar aktuell und aktuelle Thematia sind immer „mein Fach“ gewesen, aber dieses ist so subtil, so... so... sein und dünn wie ein zartes Spinnwebgewebe, und Schreibfedern reißen manchmal gar unsanft in so feine Dinge hinein. Allerdings, das Wort selbst hat keinen besonderen Klang; es gehört zum eisernen Bestiand unserer Sprache, und wenn die Leute vom „distreten Lächeln“, das verätherlich um die feinen Lippen zuckt, vom „distreten Diener, der lautlos über die Teppiche huscht,“ und vom Ehrenmann, für den „Distretion Ehrensache ist,“ sprechen, so denken die Wenigsten daran, was und wie viel das Wort bedeutet. Sie glauben, wenn ein Diener von den Dingen, die bei seiner Herrschaft vorgehen, nichts ausplaudert; wenn Freunde untereinander ein Geheimniß zu bewahren wissen, daß das alles schon Distretion sei und sind gerne bereit, diesen Personen das Epitheton „distret“ zu gewähren. In der Wirklichkeit ist es aber nicht so; da wurzelt dieser Begriff viel tiefer und hat viel mehr Bedeutung für uns, als es so dem Anscheine nach hat. Und deshalb muß es gesagt werden: nicht alle, die sich für distret halten, sind es, ja sogar sehr viele, die da meinen, daß sie die Distretion gepachtet haben, sind durchaus nicht distret.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß man sich Leuten gegenüber, mit denen man immer zusammen ist, leicht gehen läßt. Das Bewußtsein der gegenseitigen Zuneigung und das Gefühl des sicheren Besitzes bringt viele dazu, kleine Rücksichten, die man sich schuldig ist, fallen zu lassen. Der Wiener kennt das „nur tan Schenierer net“ und der Berliner: „Jemithlichkeit geht über Höflichkeit.“ Nun wäre das kein Malheur, denn Distretion schließt weder „Gemüthlichkeit“ aus, noch aber zwingt sie zum „Schenierer“, wenn es nicht viele Leute gäbe, bei denen „Jemithlichkeit“ und „tan Schenierer“ immer zu Indistretionen würden und sie aus Mangel an Distretion die Grenze, welche zwischen der „Jemithlichkeit“ und der Indistretion liegt, überschreiten. Bildet dieses Ueberstreiten an und für sich schon in der Freundschaft eine Gefahr, und zwingt sensible Seelen, in sich zurückzuziehen, in der Ehe vermag es Katastrophen herbeizuführen, zumindest aber den einen oder den anderen Teil des Ehepaars zum Märtyrer zu machen. Wenn zwei indistret (wir wollen bei diesem Ausdruck bleiben) Menschen zusammenkommen, so ist das Malheur noch nicht so groß. Sind sie im Grunde gutmüthig, und haben sie keine besondern Schmerzen durchzuliden, so gewöhnen sie sich aneinander, und die Leute nennen es noch eine „glückliche Ehe“. Sind sie etwas boshaft, dann zanken sie ab und zu, es giebt öfters Szenen zwischen ihnen, aber sie veröhnen sich immer wieder; der Mann kauft der Frau einen neuen Hut, die Frau lacht dem Manne sein Leibgericht, und im Großen und Ganzen sind es immer gewöhnliche Ehen, in welcher diese kleinen Leute leben. Der Mann genirt sich ebenso wenig seiner Schnurbartbinde als die Frau ihrer eingedrehten „Schneiderin“, denn Beide leben förplich und feilsch im Negligee miteinander.

Man kann sehr gebildet und geistreich sein und dennoch bei einem Zusammenleben dem Anderen durch Indistretionen auf die Nerven gehen. Und man braucht weder gebildet, noch geistreich zu sein, ja man muß nicht einmal eine gute Kinderstube genossen haben und kann dadurch, daß man auf die Wünsche und die Schwächen des Anderen immer Rücksicht nimmt, daß man nicht Alles und Jedes erzählt, daß man weder feilsch noch körperlich in Negligee ist, ein sehr distretter Mensch sein. Kommen zwei solche distrete Menschen, in einer Ehe zusammen, dann wird es eine ideale Ehe; kommen aber ein distretter und ein indistretter Mensch zusammen, dann wird — mögen alle äußeren Umstände zusammenpassen — entweder der Eine von den Beiden ein Märtyrer oder eine Katastrophe macht der Ehe ein Ende.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß wir bekändig wie im Schraubstock einhergehen und daß Eheleute nicht ganz ineinander aufgehen sollen. Mein, Wer innerlich und ganz und gar distret ist, der empfindet die Distretion nicht als einen Schraubstock, denn sie ist ihm zur wirklichen Natur geworden, und Eheleute, die rastlos in Liebe und Aufmerksamkeit ineinander aufgehen, werden sich niemals ganz ausgeben, werden niemals arm werden, weil sie täglich und fündlich Einer durch den Anderen reicher werden.

Die allerneueste Ehenfassung.



denen man immer zusammen ist, leicht gehen läßt. Das Bewußtsein der gegenseitigen Zuneigung und das Gefühl des sicheren Besitzes bringt viele dazu, kleine Rücksichten, die man sich schuldig ist, fallen zu lassen. Der Wiener kennt das „nur tan Schenierer net“ und der Berliner: „Jemithlichkeit geht über Höflichkeit.“

Nun wäre das kein Malheur, denn Distretion schließt weder „Gemüthlichkeit“ aus, noch aber zwingt sie zum „Schenierer“, wenn es nicht viele Leute gäbe, bei denen „Jemithlichkeit“ und „tan Schenierer“ immer zu Indistretionen würden und sie aus Mangel an Distretion die Grenze, welche zwischen der „Jemithlichkeit“ und der Indistretion liegt, überschreiten.

Bildet dieses Ueberstreiten an und für sich schon in der Freundschaft eine Gefahr, und zwingt sensible Seelen, in sich zurückzuziehen, in der Ehe vermag es Katastrophen herbeizuführen, zumindest aber den einen oder den anderen Teil des Ehepaars zum Märtyrer zu machen. Wenn zwei indistret (wir wollen bei diesem Ausdruck bleiben) Menschen zusammenkommen, so ist das Malheur noch nicht so groß.

Sind sie im Grunde gutmüthig, und haben sie keine besondern Schmerzen durchzuliden, so gewöhnen sie sich aneinander, und die Leute nennen es noch eine „glückliche Ehe“. Sind sie etwas boshaft, dann zanken sie ab und zu, es giebt öfters Szenen zwischen ihnen, aber sie veröhnen sich immer wieder; der Mann kauft der Frau einen neuen Hut, die Frau lacht dem Manne sein Leibgericht, und im Großen und Ganzen sind es immer gewöhnliche Ehen, in welcher diese kleinen Leute leben.

Der Mann genirt sich ebenso wenig seiner Schnurbartbinde als die Frau ihrer eingedrehten „Schneiderin“, denn Beide leben förplich und feilsch im Negligee miteinander.

Man kann sehr gebildet und geistreich sein und dennoch bei einem Zusammenleben dem Anderen durch Indistretionen auf die Nerven gehen.

Und man braucht weder gebildet, noch geistreich zu sein, ja man muß nicht einmal eine gute Kinderstube genossen haben und kann dadurch, daß man auf die Wünsche und die Schwächen des Anderen immer Rücksicht nimmt, daß man nicht Alles und Jedes erzählt, daß man weder feilsch noch körperlich in Negligee ist, ein sehr distretter Mensch sein.

Kommen zwei solche distrete Menschen, in einer Ehe zusammen, dann wird es eine ideale Ehe; kommen aber ein distretter und ein indistretter Mensch zusammen, dann wird — mögen alle äußeren Umstände zusammenpassen — entweder der Eine von den Beiden ein Märtyrer oder eine Katastrophe macht der Ehe ein Ende. Damit will ich nicht gesagt haben, daß wir bekändig wie im Schraubstock einhergehen und daß Eheleute nicht ganz ineinander aufgehen sollen. Mein, Wer innerlich und ganz und gar distret ist, der empfindet die Distretion nicht als einen Schraubstock, denn sie ist ihm zur wirklichen Natur geworden, und Eheleute, die rastlos in Liebe und Aufmerksamkeit ineinander aufgehen, werden sich niemals ganz ausgeben, werden niemals arm werden, weil sie täglich und fündlich Einer durch den Anderen reicher werden.

Ich glaube, daß der Mangel an Distretion auf beiden Seiten eine der vielen Ursachen bildet, die Schuld daran ist, daß selbst Eheleute, die aus

Liebe heiratheten, einander gleichgültig, daß die meisten Ehen Spanne werden, die der gemeinsame Futtertrog zusammenhält und denen jedes innerliche Gefühl der Zusammengehörigkeit fehlt. Dort aber, wo ein Theil ausreicht oder nur scheinbar mit dem anderen zusammenrottet, in Wirklichkeit aber einsam durch das Leben geht, dort hat das Schicksal einen Distreten und einen Indistreten zu einer Ehe zusammengeführt.

Nun wird man mich fragen, wie dem abgeholfen werden kann, und ich muß darauf antworten: ich weiß es nicht. Ich habe eine Diagnose gestellt, das Heilmittel kenne ich nicht. Es wird ja jetzt so viel über Lieb und Ehe geschrieben, aber mir scheint... mir scheint, „die wahre Liebe ist das nicht.“ Und zwingt sensible Seelen, in sich zurückzuziehen, in der Ehe vermag es Katastrophen herbeizuführen, zumindest aber den einen oder den anderen Teil des Ehepaars zum Märtyrer zu machen.

Wenn zwei indistret (wir wollen bei diesem Ausdruck bleiben) Menschen zusammenkommen, so ist das Malheur noch nicht so groß. Sind sie im Grunde gutmüthig, und haben sie keine besondern Schmerzen durchzuliden, so gewöhnen sie sich aneinander, und die Leute nennen es noch eine „glückliche Ehe“. Sind sie etwas boshaft, dann zanken sie ab und zu, es giebt öfters Szenen zwischen ihnen, aber sie veröhnen sich immer wieder; der Mann kauft der Frau einen neuen Hut, die Frau lacht dem Manne sein Leibgericht, und im Großen und Ganzen sind es immer gewöhnliche Ehen, in welcher diese kleinen Leute leben.

Der Mann genirt sich ebenso wenig seiner Schnurbartbinde als die Frau ihrer eingedrehten „Schneiderin“, denn Beide leben förplich und feilsch im Negligee miteinander.

Man kann sehr gebildet und geistreich sein und dennoch bei einem Zusammenleben dem Anderen durch Indistretionen auf die Nerven gehen. Und man braucht weder gebildet, noch geistreich zu sein, ja man muß nicht einmal eine gute Kinderstube genossen haben und kann dadurch, daß man auf die Wünsche und die Schwächen des Anderen immer Rücksicht nimmt, daß man nicht Alles und Jedes erzählt, daß man weder feilsch noch körperlich in Negligee ist, ein sehr distretter Mensch sein.

Kommen zwei solche distrete Menschen, in einer Ehe zusammen, dann wird es eine ideale Ehe; kommen aber ein distretter und ein indistretter Mensch zusammen, dann wird — mögen alle äußeren Umstände zusammenpassen — entweder der Eine von den Beiden ein Märtyrer oder eine Katastrophe macht der Ehe ein Ende.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß wir bekändig wie im Schraubstock einhergehen und daß Eheleute nicht ganz ineinander aufgehen sollen. Mein, Wer innerlich und ganz und gar distret ist, der empfindet die Distretion nicht als einen Schraubstock, denn sie ist ihm zur wirklichen Natur geworden, und Eheleute, die rastlos in Liebe und Aufmerksamkeit ineinander aufgehen, werden sich niemals ganz ausgeben, werden niemals arm werden, weil sie täglich und fündlich Einer durch den Anderen reicher werden.

Ich glaube, daß der Mangel an Distretion auf beiden Seiten eine der vielen Ursachen bildet, die Schuld daran ist, daß selbst Eheleute, die aus Liebe heiratheten, einander gleichgültig, daß die meisten Ehen Spanne werden, die der gemeinsame Futtertrog zusammenhält und denen jedes innerliche Gefühl der Zusammengehörigkeit fehlt. Dort aber, wo ein Theil ausreicht oder nur scheinbar mit dem anderen zusammenrottet, in Wirklichkeit aber einsam durch das Leben geht, dort hat das Schicksal einen Distreten und einen Indistreten zu einer Ehe zusammengeführt.

Nun wird man mich fragen, wie dem abgeholfen werden kann, und ich muß darauf antworten: ich weiß es nicht. Ich habe eine Diagnose gestellt, das Heilmittel kenne ich nicht. Es wird ja jetzt so viel über Lieb und Ehe geschrieben, aber mir scheint... mir scheint, „die wahre Liebe ist das nicht.“ Und zwingt sensible Seelen, in sich zurückzuziehen, in der Ehe vermag es Katastrophen herbeizuführen, zumindest aber den einen oder den anderen Teil des Ehepaars zum Märtyrer zu machen.